

Badische Landesbibliothek Karlsruhe

Digitale Sammlung der Badischen Landesbibliothek Karlsruhe

Volksblatt. 1878-1882
1878

2 (13.1.1878)

Prüfet Alles, das Gute
behaltet!

Eines Mannes Rede ist
keine Rede,
Man muß sie hören selber.

Im Nöthigen Einheit,
Im Zweifelhaften Freiheit,
In Allem Liebe!

Volksblatt.

Herausgegeben von Dr. Chr. G. Sottinger.

Erscheint jede Woche.
Bestellbar bei der Post
und im Buchhandel.
Preis vierteljährlich: Im
Reichspostgebiete, bei der
Post abgeholt, 40 Pf.;
ins Haus gebracht und im
Buchhandel (Commission
von Carl J. Trübner in
Strasburg i. E.) 55 Pf.
Passende Anzeigen: Die
Nonpareille-Beile oder
deren Raum 30 Pf.

Nr. 2.

Strasburg im Elsaß,

13. Januar 1878.



Alfred Krupp

(nach einer Photographie im Verlag von G. D. Wädeler in Essen),
geboren den 11. April 1810 in Essen.

Alfred Krupp.

Alfred Krupp, dessen Name in der letzten Zeit wegen der von ihm erfundenen „Panzerkanone“ häufig genannt wurde, ist am 11. April 1810 in Essen in der Rheinprovinz geboren. Sein Vater, der eine kleine Gußstahlfabrik besaß, starb bald. Seine Mutter führte — besonders mit seiner Hilfe — das Geschäft fort, welches 1848 ganz in seinen Besitz überging und unter seiner Leitung zu großer Blüthe gelangte. Schon auf der ersten Londoner Weltausstellung (1851) zeichnete er sich in hohem Grade aus. Er brachte dahin einen 45 Centner schweren Gußstahlblock und übertraf dadurch die Erzeugnisse der englischen Fabrikanten, deren Ruhm auf diesem Gebiete des Gewerbefleißes doch ein so großer war; das bisher für einen Stahlblock erreichte höchste Gewicht hatte nur 20 Centner betragen. Wie sehr man seine Verdienste anerkannte, zeigen folgende Worte in dem Ausstellungsberichte: „Der von Krupp in Essen angefertigte Gußstahl gehört zu den besten Erfolgen in der ganzen Ausstellung. Dieser thätige Fabrikant ist der erste, dem es gelang, Gußstahl in solchen großen und durchaus gleichförmigen Stücken zu erzeugen.“ Dieser Erfolg spornte Krupp an, sein Geschäft immer mehr auszudehnen; auf die Londoner Weltausstellung von 1862 konnte er schon einen Gußstahlblock von 500 Centnern, auf die Pariser von 1867 einen solchen von 800 Centnern schicken.

Die Erzeugnisse seiner Fabrik sind sehr mannigfaltige. Man ist gewöhnt, bei Nennung seines Namens besonders an seine Kriegswerkzeuge zu denken, welche auf die neueste Kriegsführung einen geradezu umgestaltenden Einfluß ausübten. Krupp verkauft dieselben jedem Staate, der sie von ihm beziehen will. In den Jahren 1870—71 war die deutsche Artillerie der französischen überlegen, in dem zur Zeit zwischen Rußland und Türken wüthenden Kampfe haben letztere ihrer guten Geschütze wegen mehrfach ihre Gegner besiegt, und dies erklärt sich zum großen Theile aus dem Umstande, daß sich beide, damals die Deutschen, dies Mal die Türken, zur rechten Zeit mit Krupp'schen Kanonen versehen hatten.

Auf der Weltausstellung in Philadelphia (1876) kam der deutsche Gewerbefleiß nicht so zur Geltung, wie es jeder Deutsche zur Ehre seines Vaterlandes hätte wünschen mögen, aber auch hier bewährte der Name des Essener „Gußstahlkönigs“ seinen guten Klang. Krupp hatte ein Geschütz dahin gebracht, dessen Rohr 8 Meter lang, 57,500 Kilogramm schwer war, das zur Ladung 110 Kilogramm Pulver bedurfte und Granaten im Gewichte von 525 Kilogramm schleuderte.

Eine neue Erfindung Krupp's ist die Panzerkanone. Wie ihr Name besagt, soll die Kanone durch einen Panzer Schutz erhalten. Am 7. und 8. November 1877 wurden in Bredelar in Westfalen Versuche mit einer solchen angestellt. Ueber 50 Offiziere aus Preußen, Oesterreich, Rußland, England, Holland, Italien, Spanien, Portugal, Schweden, Norwegen, Dänemark, Belgien, Japan, Brasilien und der Argentinischen Republik (in

Südamerika) hatten sich zu diesem merkwürdigen Schauspiel eingefunden. Die vordere Wand des Panzers war 50 Centimeter stark und hatte eine Fläche von etwa $1\frac{1}{2}$ Quadratmeter. Für die Mündung des dahinter befindlichen Kanonenrohrs war eine Oeffnung gelassen, welche durch einen 35 Centimeter starken Schieber geschlossen werden konnte. Der Panzer wurde aus einer Entfernung von 320 Metern aus 12- und 15-Centimeter-Rohren beschossen. Die im Panzerstand anwesenden Offiziere verglichen den Schlag der Geschosse gegen den Panzer mit dem eines sehr starken Hammers auf eine hohl liegende Platte. Die Kugeln drangen nur 14 Centimeter in den Panzer ein; dessen Innenseite blieb unverfehrt. Ein neuer Sieg für Krupp, ein gewaltiger Fortschritt im Kriegswesen!

Bis jetzt hat die Krupp'sche Werkstätte über 15,000 Gußstahlgeschütze hergestellt, in einem Monat kann sie allein 250 Feldkanonen liefern.

Mit der Anfertigung von Kriegsmaterial ist aber die Thätigkeit Krupp's keineswegs erschöpft; auch dem friedlichen Verkehr dienende Unternehmungen haben in ihm einen großartigen Förderer gefunden; besonders viel verdankt man ihm auf dem Gebiete der Schifffahrt und des Eisenbahnwesens.

In seinen weit ausgedehnten Werkstätten sich zurecht zu finden, würde dem Unkundigen kaum möglich sein. Bald würde derselbe geängstigt durch die hin- und herfahrenden Locomotive, bald durch die glühenden Stahlstangen, welche durch die Luft schwirrend den Hämmeru zugeworfen werden, bald würde er auf glühende Körper treten und sich Schuhe und Füße verbrennen. Es ist daher leicht erklärlich, daß Krupp unberufenen Neugierigen die Besichtigung seiner Fabrikanlagen verweigert.

Letztere nehmen einen Raum von über 400 Hektaren ein, von denen 75 mit Gebäuden bedeckt sind. Darin waren im Jahre 1877 thätig: ungefähr 1650 Ofen, 300 Dampffessel, über 1000 Werkzeugmaschinen und 300 Dampfmaschinen von 2 bis 1000 Pferdekraften.

Besonderes Staunen erregt ein Dampfhammer von 1000 Centnern Gewicht. Als Krupp denselben anfertigen lassen wollte, erhoben sich allerlei Bedenken gegen die Ausführung; es hieß: „Die Herstellung eines solchen Hammers ist unmöglich; sollte sie aber wirklich gelingen, so werde es unmöglich sein, denselben in Bewegung zu setzen; sollte es aber wider alles Erwarten sogar gelingen, denselben in Bewegung zu setzen, so würde er Amboß, sich und Alles zerschmettern.“ Krupp konnten solche vorgefaßte Meinungen von seinem Vorhaben nicht abbringen, er ließ vielmehr eine aus Mauerwerk, Baumstämmen und Eisenschindern bestehende sehr starke Grundlage erbauen und das Dachgebälk sowie alles, was in der Nähe des Riesenhammers sich befinden sollte, in großer Stärke anfertigen. Endlich war das Ungethüm aufgestellt. Höchst überwältigend soll der Augenblick gewesen sein, als der Hammer in Bewegung gesetzt wurde. Ein Bericht darüber sagt Folgendes: „500 Arbeiter standen um Krupp und den Oberinge-

nier, der die Errichtung geleitet hatte. Es war unmöglich gewesen, die erforderliche Dampfmenge genau zu schätzen, man hatte daher der Maschine etwas zu viel Dampf gegeben, und dieser schoß, als der Hammer die Höhe des Hubs erreicht hatte, mit so starkem Brausen unter das Dach der Werkstätte, daß die Arbeiter, aufgeregt wie sie waren, von Furcht ergriffen wurden, daß irgend etwas in Unordnung sei. Wie auf Kommando stürzten sie zu Boden, 500 Mann hoch. Nur Krupp und der Ingenieur blieben stehen. In demselben Augenblick fiel der Hammer herab und schlug ein 18zölliges Eisen zu 11 Zoll zusammen.“ Ein österreichischer Fachmann schreibt über diesen Hammer: „Man kann sich schwer einen Begriff von der Wirkung eines Schlags dieses Ungethüms von einem Hammer machen; in einer Entfernung von mehreren hundert Klaftern, in welcher sich das Krupp'sche Wohnhaus befindet, macht jeder Schlag den Eindruck eines abgefeuerten Schusses aus einer Kanone größten Kalibers in weiter Entfernung, und wie sonst der Schall auf den Blitz, so folgt hier ungefähr eine Sekunde nach dem Schall eine durch den Boden fortgepflanzte Erschütterung, welche alle Fenster des Hauses erdröhnen macht. Daß durch solche Schläge auch die größten Gußstahlblöcke durch und durch bis in das Innerste verdichtet und bearbeitet werden können, wird man leicht begreiflich finden.“ Dieser Hammer soll allein 1,800,000 M. gekostet haben; es ist daher begreiflich, daß Krupp denselben Tag und Nacht in Thätigkeit zu halten sucht, damit er die Zinsen des auf ihn verwandten Kapitals verdiene.

Um sich die ungeheueren Mengen nöthigen Roheisens zu verschaffen, hat sich Krupp ganze Bergwerke inner- und außerhalb Deutschlands (z. B. auch in Spanien) gekauft. Zur Speisung seiner vielen Ofen braucht er täglich 44,000 Centner Kohlen.

Auf seinen verschiedenen Anlagen beschäftigt er ungefähr 15,000 Arbeiter, in seiner Gußstahlfabrik allein etwa 8500. Er ist auf deren Wohl in fürsorglicher Weise bedacht, ließ z. B. mehr als 3000 Wohnungen für sie bauen, den unverheiratheten ein besonderes Unterkommen schaffen, ermöglicht ihnen sehr vortheilhaften Bezug ihrer Bedürfnisse an Gewaaren und Kleidern, läßt ihre Kinder unterrichten, begründete für alte und kranke besondere Unterstützungskassen und hat sich dadurch einen Arbeiterstand herangezogen, der weiß, daß sein eigenes Gedeihen mit dem seines Brodherrn enge verbunden ist. Er ist ein leuchtendes Vorbild für so viele Fabrikanten, welche aus ihren Arbeitern nur Nutzen ziehen wollen, ohne sich sonst um sie zu kümmern und ohne ihnen in Krankheit und Unglück beizustehen.

Seine Heimathstadt Essen ist durch ihn zu großer Bedeutung gelangt. Während sie im Jahre 1842 erst 6000 Einwohner hatte, zählte sie deren im Jahre 1875 bereits etwa 55,000.

Und dies Alles ist von diesem Einen, von diesem einzigartigen Manne zu berichten. Klein hat er begonnen und an sich selbst erfahren, welche Anstrengungen es erfordert, vorwärts zu kommen. Das, was er geleistet,

ist ein sprechender Beweis dafür, was ein einsichtiger, rastlos strebsamer, beharrlicher Mann zu wirken vermag.

Ehrenbezeugungen sind ihm vielfach zu Theil geworden. Bereits 1864 sollte er geadelt werden, lehnte diese Auszeichnung jedoch dankend ab. Im vorigen Jahre besuchte ihn Kaiser Wilhelm auf dem Boden seines Wirkens und versicherte ihn seiner hohen Anerkennung, einer Anerkennung, in welche Tausende von Angehörigen verschiedener Völker rückhaltlos einstimmten.

Das Telephon.

Eine wichtige Erfindung für Vermittlung von Nachrichten wurde durch das Telephon gemacht (Telephon, ein griechisches Wort, heißt: Was in die Ferne hin einen Ton gibt). Ein Deutscher, Philipp Reis, Lehrer in Friedrichsdorf bei Homburg vor der Höhe, ließ schon im Jahre 1863 eine Abhandlung drucken, worin er ein solches Instrument beschrieb. Seine eigentliche Ausbildung erlangte dasselbe jedoch erst in Amerika. Professor Bell aus Salem im Staate Massachusetts stellte ein Telephon her, dessen Brauchbarkeit er im Oktober 1876 vor Zeugen erwies; immer mehr suchte er dasselbe zu vervollkommen; im Januar 1877 gelang es ihm, vermittelst des von ihm erfundenen Verfahrens nicht nur die Worte hörbar zu übermitteln, sondern auch den Ton und die Klangfarbe der Stimmen vernehmlich zu machen.

Generalpostmeister Dr. Stephan führte diese Erfindung auch in den deutschen Reichsverkehrsdienst ein. Die ersten Versuche wurden in Telegraphendienstgebäuden in Berlin, weitere von Ende Oktober 1877 an auch auf größere Entfernungen (zwischen Berlin und Schöneberg, Berlin und Potsdam etc.) angestellt, welche alle sehr günstige Erfolge aufwiesen.

Worauf beruht nun die große Wirksamkeit des Telephons? Es wird erzählt, daß, als Generalpostmeister Stephan vor Kaiser Wilhelm Proben damit anstellte, dieser gesagt habe: „Wenn Sie das vor 500 Jahren gemacht hätten, würden Sie als Hexenmeister verbrannt worden sein.“ So wunderbar nun auch die durch dieses Instrument erreichten Erfolge erscheinen, so einfach ist doch das Telephoniren selbst. Man bedient sich dazu zweier Apparate. In den einen wird hineingesprochen, an dem andern gehorcht. An der Oeffnung, in welche hineingesprochen wird, befindet sich ein Eisenblechscheibchen, das durch jeden auf dasselbe gerichteten Ton in Schwingung geräth. Diese Bewegung theilt sich einem im Apparate angebrachten Magnetstabe mit und von ihm aus einem Drahte, der den ersten Apparat mit dem zweiten verbindet. Legt man sein Ohr an den Empfangsapparat, so hört man jeden Ton des Sprechers, wenn auch gedämpft, so doch deutlich. Ja, das Instrument ist so empfindlich, daß es nicht nur in dasselbe gesprochene Worte, sondern auch in seiner Nähe geführte Gespräche wiedergibt, sobald nur der Schall das Eisenblechscheibchen trifft.

Es ist möglich, auf diese Weise Töne zu hören, welche aus einer viele Meilen weiten Entfernung ausgehen. Das Bell'sche Telephon übt bis auf 230 Kilometer seine Wirkung aus. Nach den bisherigen Erfahrungen hört man am besten, wenn der verbindende Draht keinen Störungen durch Wind zc. ausgesetzt, wenn er also z. B. in die Erde gelegt ist. Doch hofft man, daß es mit der Zeit möglich werden wird, auch die Schwierigkeiten zu überwinden, welche der Benützung überirdischer Leitungen zur Zeit noch hindernd im Wege stehen.

Um die von dem Ausgangsapparat aufgenommenen Töne genau zu hören, muß man sein Ohr an den Empfangsapparat legen; sie machen sich also nicht wie beim Telegraphiren durch ein besonderes Geräusch bemerklich. Doch hofft man hierin die Benützung dadurch bequemer zu gestalten, daß man mittelst des Draht in Schwingung versetzten Stromes auch noch ein Läutewerk in Gang setzt, welches die Ankunft von Tönen angibt. Ein Dresdener Professor hat an einem Apparat 2 Stimmgabeln angebracht, die mit den Magnetstäben in Berührung stehen. Wird die eine (am Ausgangsapparat) mittelst eines Violinbogens gestrichen, so tönt die andere (am Bestimmungsorte) und macht dadurch auf eine beabsichtigte telephonische Unter-

haltung aufmerksam. Ueberhaupt sind der Verbesserungen viele, welche für dieses Instrument in Aussicht gestellt sind, so hat z. B. ein Franzose ein Telephon angefertigt, mittelst dessen der Ton des Sprechenden verstärkt wird, so daß der Schall an dem Orte der Ankunft kräftiger ist als an dem des Ausgangs; auch soll bewirkt werden, daß das, was Jemand in einen Apparat hineinredet, an mehreren Orten zugleich gehört werden kann.

Schon jetzt läßt sich diese Erfindung für große Geschäftslokale, Fabriken, Gasthäuser, Eisenbahnen u. a. m. verwenden und ersetzt vielfach die Telegraphie. Je mehr sie vervollkommenet wird, um so ausgedehnter wird ihre Benützung werden.

Wie läßt sich das griechische Wort „Telephon“ wohl am besten im Deutschen wiedergeben? Ein Gelehrter schlug vor, man solle telephoniren mit „sprachdrahten“ übersetzen, also z. B. statt „telephonire zurück“ sagen: „sprachdrahte zurück“, das Amt solle man „Sprachdrahtungs-Amt“, einen damit Beauftragten einen „Sprachdrahtungsbeamten“ nennen. Aber das klingt viel zu hart. Weit geeigneter erscheint es, das Instrument „Fernsprecher“ zu heißen und darnach Zusammensetzungen zu bilden wie Fernsprechamt, Fernsprechbeamter u. dergl.



Winterlandschaft.

Gemälde von Adrian van de Velde (geb. in Amsterdam 1639, † 1672).

Es wird unser Bestreben sein, außer Bildern, welche Personen, Ereignisse, Erfindungen aus der Gegenwart darstellen, auch solch eins „Volk'sblatt“ aufzunehmen, die — verschiedene Gegenstände behandelnd — von anerkannten Meistern der Kunst in alter und neuer Zeit angefertigt wurden.

Obige Landschaft rührt von Adrian van de Velde, einem Holländer, her. Schon als Kind zeigte derselbe große Liebe zur Kunst; es wird erzählt, daß er sogar auf die Bretter seines Bettes einen Bauer gemalt habe, der noch lange später bewundert wurde. Als ihn sein Vater zu einem

berühmten Lehrmeister brachte und dieser Proben seiner Kunstfertigkeit von ihm verlangte, soll dessen Frau beim Anblick derselben staunend ausgerufen haben: „Ein Meister ist geboren!“

Während viele seiner Werke heute sehr theuer bezahlt werden, wenn sie je zum Verlaufe kommen (einzelne mit 10,000 Mark und darüber), konnte van de Velde nicht von dem Ertrage seines künstlerischen Schaffens leben; seine Frau mußte durch Betrieb eines Leinwandhandels die

Einnahmen für's Hauswesen erhöhen. Erst 32 Jahre alt, starb er in Amsterdam.

Wie noch mehrere seiner Landsleute, welche zu jener Zeit lebten, hat er besonders Landschaften seiner Heimath dargestellt, die uns ihrer schönen Ausführung halber freundlich anmuthen, so auch die oben abgebildete, welche uns Einzelzüge vor Augen stellt, wie sie uns ähnlich gerade zur jetzigen Jahreszeit im eigenen Vaterlande oft entgegen-treten.

Weltereignisse.

Von dem Glende, welches in Plewna nach der Kapitulation des türkischen Heeres herrschte, gibt der Berichterstatfter einer engl. Zeitung folgende erschütternde Schilderung:

„Seit den schrecklichen Pestilenzien vergangener Jahrhunderte war eine solche Fülle unbeschreiblicher Greuel u. fürchterlicher Leiden nicht auf einem so kleinen Erdenstück zusammengebrängt. Menschliche Wesen liegen gleich dem Vieh auf der Straße; Leichname füllen die Häuser, Hunderte von Jammergestalten strecken mit Aufgebot ihrer letzten Kraft die Hand nach einem Stückchen Brod oder einem Tropfen Wasser aus, und keine Hilfe ist nahe, um diese Leiden zu mildern und die Aermsten von einem qualvollen Tode zu erretten.

„Als die Türken ihren Ausfall machten, blieben die Kranken und Verwundeten, mehrere Tausend an der Zahl, ohne Wartung zurück. Die wenigen Krankenpfleger, die überhaupt vorhanden gewesen waren, schlossen sich dem Heere an, um mit diesem wo möglich zu entkommen. Der Tag der Schlacht und die darauf folgende Nacht vergingen. Um die armen in Plewna liegenden Dulder bekümmerte sich Niemand, sie blieben ohne Speise und Trank, ihre Wunden ohne Pflege. Am nächsten Morgen rückten die Russen in die Stadt und feierten die Ankunft des Kaisers und seines Gefolges. Ihnen mag die Festfreude kurz erschienen sein. Nicht so den hilflosen Kranken und Verwundeten, welche vergebens ihre abgemagerten Hände gen Himmel streckten und um ein Stückchen Brod, einen Tropfen Wasser flehten. Weder Freund noch Feind kam, um ihre Leiden zu mildern oder ihnen das Wenige zu reichen, dessen sie bedurften, um einem schrecklichen Tode zu entgehen. Sie starben zu Hunderten, und ehe der Morgen des dritten Tages heranbrach, machten die Todten den Lebenden in jenen schmutzigen verpesteten Häusern den Raum streitig.

„Am Morgen des genannten Tages erst fanden die Russen Zeit und Gelegenheit, sich um jene armen Geschöpfe



Der Schiptapaß mit dem Berge Nikolaus im Balkan.

zu kümmern. Zunächst schieden sie die Todten von den Lebenden, dann sorgten sie für die letzteren. Moscheen, alle größeren u. auch viele kleineren Wohnhäuser hatten zur Unterbringung der Kranken u. Verwundeten gedient. All diese Gebäude waren überfüllt.

„Der erste Raum, den ich in einem dieser Sterbehäuser betrat, enthielt etwas über 90 Türken. Davon waren 37 schon gestorben u. viele andere dem Tode

nahe. Angstvolles Stöhnen entquoll den fast erstarrten Lippen. Dazwischen tönten herzzereißende Rufe nach Wasser, und hier und da bat einer durch Zeichen um Nahrung. Ein Paar von den Armen, die sich noch einige Kraft bewahrt hatten, richteten sich auf und hefteten ihre tiefgesunkenen Augen mit solch flehentlichem Blick auf die, welche gekommen waren, sie von der Gesellschaft ihrer todten Gefährten zu befreien, daß auch das härteste Herz vor Mitleid erweicht worden wäre. Nur spärliches Licht drang durch eine hoch oben angebrachte Scheibe auf die Menge wild durcheinanderliegender, theils starrer, theils seltsam bewegter menschlicher Formen. Die Luft war mit Fäulniß gesättigt, so daß selbst kräftige Männer, die sich hinwagten, von Uebelkeit und Ohnmacht befallen wurden. Aehnlich sieht es in noch fünfzig anderen Häusern und in den Hallen der Moscheen aus.

„Es kann weiter nichts geschehen, als die Todten hinauszuschleppen, Licht und Luft hereinzulassen und Wasser und Nahrung den Ueberlebenden in der Hoffnung zu reichen, daß einige von ihnen gerettet werden können. Nur gering aber ist die Zahl der Leute, welche mit dieser schrecklichen Aufgabe betraut sind, und wie unzureichend ihre Hilfsmittel! Nur drei offene Ochsenarren sind verfügbar, um die Todten wegzufahren, und nur fünfzig Soldaten damit beschäftigt, die Leichname aufzuladen und draußen in lange Gräben einzufahren. So rasch wie möglich wurde Brod und Wasser vertheilt, um das die abgemagerten Jammergestalten untereinander mit ihrem letzten Lebensathem kämpften. Nur zu oft war es wirklich ihr letzter; denn der

Anstrengung, einen Bissen hinabzuwürgen, waren sie nicht mehr gewachsen und stürzten zusammen, während ihre noch lebenden Nachbarn zur Rechten und zur Linken dem Sterbenden den übriggelassenen Bissen aus der erstarrten Hand rissen, um vielleicht selber zusammenzubrechen, ehe sie ihn noch hatten hinabwürgen können.

„Die drei offenen Ochsentarren sind noch, während ich schreibe, mit der Wegschaffung der Todten beschäftigt. Die Reinigung der Spitäler indeß bewerkstelligte sich schnell, und nach den ersten beiden Tagen wurden die Bulgaren gezwungen, die Soldaten in der Arbeit des Wegschaffens und Begrabens der Leichen abzulösen. Mit welcher Rohheit sie die verhasste Arbeit thun, ist schrecklich zu schauen. Die Gespräche, die sie bei dieser Arbeit führen, sind wo möglich noch abscheulicher, — gleichviel, ob einer der Leiber noch warm sei und der Herzschlag in ihm sich noch fühlen lasse.

„Jetzt erst wird die Krankenpflege rasch geordnet. Die wenigen dazu befehligten russischen und die zurückgebliebenen türkischen Wundärzte thun das Ihrige, aber vierfach genommen wären sie kaum hinreichend, um die vorhandene Anzahl von Kranken gehörig zu pflegen. In einigen der Hospitäler sieht es jetzt schon behaglicher aus. Die Moskheen dagegen sind noch immer finster, überfüllt und verpestet. Mitten darin thun wenige russische barmherzige Schwestern in stiller Geschäftigkeit ihr Liebeswerk von Morgen bis Abend. Mit diesen Strichen zeichnete ich bloß einen schwachen Umriss der vielen traurigen Auftritte, die ich mit angesehen.

„Aber die Schrecknisse von Plewna beschränken sich nicht auf das Weichbild der Stadt. Kaum minder gräßlich sieht es draußen auf der Ebene am Widflusse aus, wo 15 bis 20,000 Gefangene halberfroren und halberhungert um elende Brodrationen untereinander kämpfen, wo Hunderte von Todten noch unbestattet liegen.“

Kurz nach Plewna's Falle erklärten auch die Serben den Türken auf's Neue den Krieg. Bereits am 1. Juli 1876 hatten sie den Kampf gegen dieselben aufgenommen, mußten aber nach schweren Niederlagen im Februar 1877 Frieden schließen und froh sein, daß sie in Folge russischer Fürsprache glimpflich dabei wegstamen. Als dann die Russen und Rumänen gegen ihren Erbfeind zu Felde zogen, blieben sie so lange ruhig, als es noch unsicher war, wem der Sieg mit größerer Wahrscheinlichkeit zufallen werde. Nach Plewna's Fall hielt ihr Fürst Milan die Zeit für gekommen, auf's Neue loszuschlagen. Er suchte diesen Friedensbruch in einer längeren Proclamation zu rechtfertigen, worin er unter Anderm jagte: „Seitdem Serbien Frieden mit der Pforte geschlossen hatte, bereicherte die türkische Race ihre Geschichte mit neuen und unerhörten Greueln, Einkerkelungen und Verwüstungen. Heutigen Tages leiden unter allen Bewohnern des türkischen Reiches gerade diejenigen Brüder, welche den serbischen Namen tragen, am meisten von der Rache der erbitterten und fanatischen Muselmänner, welche vorwiegend gegen unsere unterjochten Brüder wüthen, die im vorigjährigen Kriege Schutz in Serbien fanden. Wir, die Kämpfer der Freiheit, sind nicht verpflichtet, länger müßige Zuschauer dieser Unthaten zu bleiben, die offenbar den Zweck verfolgen, die serbische Race zu vernichten. Wir dürfen nicht länger ohne Erniedrigung unthätig zusehen. Die Nachwelt, unsere Brüder, die den Opfertod litten, die gefallenen Helden vom verfloffenen Jahre, sie würden uns schmähen, wenn wir gleichgültig blieben, während an unseren Grenzen das Blut fließt im Kampf gegen einen Feind, der unser friedliches und fruchtbares Land ohne Herausforderung ver-

wüstet hat. Laßt uns vorwärts gehen an der Seite des siegreichen Banners des Zaren, des Befreiers, mit christlichem Vertrauen in Gottes Allmacht, des Schüfers dessen, was Recht ist, und der Erfolg ist uns gewiß im Namen des Befreiers unserer unterdrückten Brüder, der Wohlfahrt unseres Landes und der Unabhängigkeit Serbiens und seines heldenmüthigen Volkes. Das ist Gottes Wille.“

Es ist nicht zu verwundern, daß die Serben dies Mal schon jetzt günstigere Erfolge aufzuweisen haben als in ihrem letzten Feldzuge; werden doch die Türken nunmehr von Russen, Rumänen, Montenegrinern und ihnen bedrängt.

Eine besonders schwierige Aufgabe für größere Heeresmassen ist die Ueberwindung des Balkan-Gebirges. Schon zwei Wege haben sich die Russen über dasselbe gebahnt. Im Juli 1877 setzten sie sich in den Besitz des Schipkasspasses, welcher über den mittleren Balkan führt und nach dem darin liegenden bulgarischen Dorfe Schipta benannt wird. Seine stärksten Befestigungen liegen auf steil abfallenden Klippen, welche man oft nur kriechend erklettern kann. Türken und Russen haben hier mit einer Tapferkeit gekämpft, welche ihnen beiden zur höchsten Ehre gereicht. Sie lagern zum Theil auf Klippen, auf denen bisher fast nur Vögel nisteten, und wohinauf es kaum möglich schien, Geschütze zu schaffen.

Unter den türkischen Offizieren zeichnete sich hier in hohem Grade Liman Pascha aus. Derselbe war von Geburt ein Deutscher und hieß Lehmann. Er wurde am 10. Oktober 1821 in Torgau geboren, trat in das preussische Heer ein, verließ dasselbe während des Krimkrieges und nahm türkische Dienste. Beim Ausbruch des noch dauernden Krieges riß er sich von den Seinigen, die er zärtlich liebte, los. Als ihn dieselben baten, er möchte sich doch schonen und sich nicht tollkühn der Gefahr aussetzen, erwiderte er: „Sprecht mir nicht von Schonung; ich muß mich so benehmen, daß sich meine Söhne dereinst ihres Vaters nicht zu schämen haben.“ Er eilte zur Balkan-Armee, erhielt hier das Oberkommando über die Artillerie und machte den Russen bei Schipta viel zu schaffen. Mit seinen Soldaten theilte er die Entbehrungen und Strapazen und war bei denselben sehr beliebt. Sein türkischer Adjutant sagte von ihm: „Der General hat Theilnahme für alle kleinen Leiden und Schwächen seiner Leute. Nur etwas kann ihn ernstlich böse machen, nämlich, wenn ein Kanonenschuß nicht trifft.“ Am 11. November vorigen Jahres starb er den Heldentod. — Es ist erfreulich, wenn neben den Schrecken des Krieges auch erhebende Züge berichtet werden, welche uns edle Seiten des menschlichen Herzens zeigen. Gerne fügen wir darum noch folgende kleine Erzählung bei: „Ein schwerverwundeter alter Ucherleffenhäuptling kam auf den Gedanken, von Schipta nach Konstantinopel zurückzulehren, um hier zu sterben. Fünf Leute seines Stammes begleiteten ihn, gleich ihm zu Pferde, indem sie den oft Ermüdeten unterstützten. Sie fanden die Eisenbahn durch die letzten Vulkanbrüche an vielen Stellen unfahrbar und brauchten zu Pferde gerade sechszehn Tage, um unter furchtbaren Entbehrungen an's Marmarameer zu gelangen. Dort ließen sie ihre Pferde und bestiegen mit dem Alten das Dampfschiff, das nach Konstantinopel geht. Während der Fahrt wurde er schwächer und schwächer, und als das Schiff in den Hafen dampfte, fühlte er sein Ende rasch herannahen. Da legten seine fünf Gefährten die Hände kreuzweis zusammen, um eine Tragbahre zu bilden und hoben den Körper ihres Häuptlings hoch empor, daß das brechende Auge noch einmal den herrlichen Anblick der aufstrebenden Minarete (schlanke Thürme, von deren Zinnen herab die Türken zum Gebete aufgerufen zu werden pflegen) und Moskheen genoss; dann schloß es sich für immer, als gerade das Schiff an der Brücke anlegte. Die Mitfahrenden konnten sich des mächtigen Eindrucks, den dieser Auftritt auf sie machte, nicht erwehren.“

Westlich von Schipka hat eine russische Heeresabtheilung „nach achttägigem Kampfe mit Frost, Schnee, Sturm und dem bergigen Terrain“ — wie es in einem amtlichen russischen Drahtberichte heißt — unter Führung des Generals Gurko den Balkan überschritten, ist in die Ebene hinabgestiegen und hat die Stadt Sofia besetzt.

Diese großen Erfolge der russischen Waffen sind besonders dem in Ungarn herrschenden Volke, den Magyaren, und einem großen Theile der Engländer höchst unerwünscht — den Magyaren wegen der Stammesfeindschaft, welche sie gegen die Russen hegen, den Engländern, weil sich dieselben in ihrem Einflusse in Asien und in ihrem Handel bedroht glauben. Auch Angehörige anderer Völker sehen in einer allzugroßen Erstarkung Rußlands eine hohe Gefahr für die friedliche Entwicklung Europa's. Dies Riesreich ist von europäischer Bildung und Gesittung noch nicht so durchdrungen, daß man getrost hoffen könnte, es werde der großen Aufgabe genügen, den Christen im türkischen Reiche

die Güter zu übermitteln, welche als Errungenschaften der neuesten Zeit gepriesen werden, nämlich jedem Einzelnen so viel Freiheit zu verschaffen, daß er alle seine Kräfte zum eigenen Nutzen und zum Besten des Volkes, dem er angehört, zu entwickeln vermöge. In launiger Weise gab eine Wiener Zeitung jener Befürchtung Ausdruck; sie schrieb:

Blewna ist in Russenhand
Pfiert (Behüt') di Gott, du Türkenland;
Pfiert di Gott, du Heldengeist,
Den man Osman Pascha heißt;
Völker, ziehet ein das Gnack (Genick, Nacken);
's kommt der Kosak!

Einstweilen werden die Russen selbst im günstigsten Falle noch lange an den Wunden zu heilen haben, welche ihnen dieser Krieg schlug, und überdies ist dafür gesorgt, daß die Bäume nicht in den Himmel wachsen.

König Victor Emanuel von Italien (geb. den 14. März 1820) starb am 9. Januar. Näheres über ihn später.

Der schwarze Hirsch.

Im Thale dahinten, welsch donnernder Schall,
Das ist das Bockslöch, der Wasserfall,
Wie stürzen die plätschernden Fluten herab
Und entspringen unten dem felsigen Grab!

Hier jagten die Herren von Wildenstein,
Vom Hifthorn tönte bis Abend der Hain,
Es flüchtete schnell das geweckte Wild
Weit in die Ferne, von Schrecken erfüllt.

Manch Hirschlein, vom Jagdzug eingeengt,
Ward bis zum Wasserfall hingedrängt;
„Halloh!“ — es sprang von der Felsenwand,
Zerschlagen in blutigen Wellen es schwand.

Einst jagte Graf Ruprecht von Wildenstein
Auf raschem Renner im Forst allein;
Nichts hatt' er geschossen und ritt schon lang,
Da rauschten im Walde die Bäume so bang:

Ein schwarzer Hirsch aus felsigem Haus
Tritt hinter den finstern Tannen heraus;
Er stellt das Geweih hoch über das Haupt,
Daß es die zitternden Bäume entlaubt.

Da schaut der schwarze Hirsch hinab
Wild blökend in das wogende Grab,
Ruht dann behaglich auf grünem Rain:
„Jetzt ist des Frevlers Seele mein!

Das Gehörn ist so zackig, gewunden, krumm,
Die feurigen Augen rollen herum,
Sie bannen das Roß in fiebrischen Krampf,
Aus der Nase qualmt ein glühender Dampf.

Der Ritter stößt in's gellende Horn
Und stachelt das Roß mit blutigem Sporn,
„Wohlauf, ein seltsam Wild, fürwahr,
Ein riesiger Hirsch mit schwarzem Haar!“

Drauf fliegt der Reiter schnell hervor,
Drauf springt der Hirsch durch Hecken und Moor,
Schießt durch den Wald wie Sturmgebraus,
Bricht aus den Felsen die Tannen heraus.

Der Ritter folgt auf feder Bahn,
Es faßt ihn ein feuriger, toller Wahn,
Schon donnert vor ihm der Wasserfall,
„Der Hirsch muß hinunter in den Schwall!“

Der Hirsch, er schwebt vom Felsenrand
Hinüber an das andre Land,
Das Pferd, es springt vom Felsenrand,
Und Roß und Reiter in Fluten schwand.

Dr. Gustav Mühl.

Allen Lesern des „Volksblattes“ herzlichsten Gruß und Dank! Es ist derer schon eine große Zahl, welche mit gütiger Theilnahme dieses Unternehmen fördern. Möchten sie ihm Nachsicht zu Theil werden lassen, wenn ihnen nicht immer Alles nach Wunsche dargeboten werden sollte! Wie bei andern Dingen, so ist auch hier besonders der Anfang schwer.

Eine doppelte Bitte erlaubt sich der Herausgeber auszusprechen, ein Mal, daß die, welche auf das Blatt abonniren wollen, dies entweder auf der Post¹ oder in Buchhandlungen (nicht bei ihm) thun möchten. Das Verlangen, er solle das Blatt für 40 Pf. im Vierteljahr auch noch allwöchentlich franco zusenden, ist doch gewiß ein zu weitgehendes, macht ja das Porto allein schon 3x13=39 Pfennige aus. Außerdem verursacht das Eintragen der Besteller in Listen, das jedesmalige Aufschreiben der Adressen viele zeitraubende Schreibereien. Werden freilich, wie dies dankenswerther Weise geschah, viele Exemplare auf Ein Mal bestellt (so z. B. von Einem Herrn 115), so ist besondere Zusendung leicht möglich.

Sodann bittet der Herausgeber, die werthen Leser möchten in der gütigen Verbreitung des Blattes in Freundeskreisen nicht milde werden.

¹ In der Zeitungspreislifte ist es im 2. Nachtrag unter Nr. 4090^a aufgeführt.

Anzeigen.

Griechische Weine.

Unterzeichnetes Haus beschäftigt sich mit deren Einfuhr. Um das Bekannntwerden derselben zu erleichtern, versende 1 Probekistchen mit 12 ganzen Flaschen in 10 Sorten **Camarite, Corinther, Elia, Kalliste, Vino di Bacco, Vino Santo, Misistra Malvasier, Achaja Malv. weiss und roth, Vino Rosé.**

Flaschen und Kiste frei à **M. 17. 10.** Unbedingte Bürgschaft für Reinheit und Aechtheit. Preisbrochüre auf Wunsch franco. **Neckargemünd. J. F. Menzer.**

Gebundene Bücher

aus dem Verlag von **Carl Winter's** Universitätsbuchhandlung in **Heidelberg.**

Zur **Psychologie in der Theologie.** Abhandlungen und Vorträge von **J. P. Lange** Gz. Lwd. geb. 6 Mt. 80.

Die **Geheimnisse des Glaubens** von **Ludw. Schöberlein**, Doktor der Philosophie und Theologie Gz. Lwd. geb. 10 Mt.

Bilder ohne und in Rahmen. Aus den Papieren einer

Ungeannten. 4 Aufl. M. N. Lwd. m. Goldsch. geb. 4 Mt. 80.

Maria Magdalena. Ein geistliches Drama in fünf Aufzügen von **Luise von Plönnies.** Gz. Lwd. geb. 3 Mt.

David. Ein biblisches Drama in fünf Aufzügen von **Luise von Plönnies.** Gz. Lwd. geb. 3 Mt. 60.

Sagen und Legenden nebst einem Anhang vermischter Gedichte von **Luise von Plönnies.** Gz. Lwd. geb. 4 Mt.

Pilgerpredigten von **Max Frommel.** Gz. Lwd. geb. 4 Mt.

Leben von **Ludwig Hofacker**, weil. Pfarrer zu **Rieslingshausen**, mit einer Auswahl aus seinen Briefen von **Albert Knapp.** Gz. Lwd. m. Goldsch. geb. 3 Mt. 60.

M. Johann Friedr. Flattich's, weil. Pfarrer in **Münchingen**, **Leben und Schriften** von **K. F. Lederhose.** Mit dem Ergänzungsband von **Ghmann**, einem vollständigen Sachregister und dem **Schattenspiegel**, Facsimile und Pfarrhaus Flattich's. 5. Aufl. Gz. Lwd. geb. 6 Mt.

Zeitpredigten von **Max Frommel.** Gz. Lwd. geb. 3 Mt. 20.

Andachten auf jeden Tag im Jahre über Lerte aus den **Sonn- und Festtags-Evangelien** und Episteln zum Gebrauche bei dem **Haus-Gottesdienste.** 3. Aufl. Gz. Lwd. geb. 2 Mt. 40.

Trost und Rath für Leidende und Betrübte in auserwählten geistli-

chen Liedern alter und neuer Zeit. Gesammelt von **R. Wilhelmi**, Pfarrer. Einfach geb. 3 Mt., fein geb. m. Goldschnitt M. 3. 60.

Pastoria.

5) Ein hartbedrängter Vater bietet um ein Ansehen von 1000 M., das er zu versinken und nach und nach abzugeben verspricht. Als Sicherheit dafür bietet er sein Probatar und einen Theil seiner Besoldung an.

6) Ein junger Geisteslinder, welcher durch ein Halsleiden an der Ausübung seines Berufes verhindert ist, sucht eine seinem Bildungsstande entsprechende Stellung.

7) Eine geprüfte Lehrerin im Alter von 20 Jahren, Norddeutsche, welche in einer adeligen Familie schon ein Jahr lang unterrichtete, wünscht eine Stelle. Sie kann gute Zeugnisse aufweisen.

8) Eine in Berlin geprüfte, 26 Jahre alte, geübte und mit guten Zeugnissen versehene Lehrerin sucht eine Stelle.

9) Stiftungshaus: Bereits sind dafür über 1200 M. in Beträgen von 50 Pf. bis 100 M. eingegangen. Ein hoffnungserweckender Anfang! Herzlichen Dank!

Frankrte Anfragen an den Herausgeber dieses Blattes unter „Pastoria 5, 6, 7“ u. s. w.

Die

bequemsten, elegantesten u. billigsten Kragen u. Manschetten.

„Mey's Stoffkragen.“

Neue Halskragen, neue Manschetten, neue Vorhemdchen aus Stoff für Herren, Damen und Kinder zum Preise, den man sonst bezahlte, um diese Gegenstände gewaschen und geplättet zu bekommen, das ist die Erklärung für Mey's Stoffkragen.

Der amerikanischen Papierwäschefabrik Mey & Edlich in Plagwitz-Leipzig ist es gelungen, diese mit vollständigem Stoff überzogenen Kragen und Manschetten so billig herzustellen, dass dieselben fast zum Preis der gewöhnlichen Papierwäsche verkauft werden können.

Da „Mey's Stoffkragen“ aber mit einem speciell appetitirten Webstoff vollständig über-

zogen sind, so sind dieselben sehr dauerhaft und solid, von der wirklichen Leinenwäsche nicht zu unterscheiden, haben aber ausserdem den grossen Vorzug, ihrer schönen, eleganten Formen wegen viel besser zu passen und bequem zu sitzen. Ihres guten Apprets zu Folge kann jeder einzelne Kragen, der ja kaum 4 Pfennige neu kostet, ohne unsauber zu werden, fast eine ganze Woche getragen werden. Das Waschen- und Plättenlassen fällt ganz weg.

Ein Versuch mit nur einem Dutzend „Mey's Stoffkragen“ wird Jedermann von der Wahrheit des hier Gesagten vollständig überzeugen.

„Mey's Stoffkragen“ sind in der That das Vorzüglichste, was geliefert werden kann.

Alle Diejenigen, welche Kragen und Manschetten tragen, sollten sich den mit über 100 Abbildungen der fabrizirten Façons versehenen Preiscurant in Buchform kommen lassen, welcher auf Verlangen von Mey & Edlich, Leipzig, franco und gratis versandt wird.

Amerikanische Papierwäschefabrik,
Mey & Edlich, Plagwitz-Leipzig.

Herausgeber: Dr. Chr. G. Hottinger; Straßburg im Elsaß. — Druck und Expedition von G. Fischbach.